

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 55 (1951-1952)
Heft: 20

Artikel: Ein sterbendes Alpental
Autor: Jud, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669543>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein sterbendes Alpental

Von Fritz Jud, Basel

Die Ferienzeit ist wieder da, jene schöne Zeit, in der des Menschen Seele und Gemüt sich neu stärken kann für den bevorstehenden Kampf ums Dasein.

Der Ortschaften gibt es viele, die den Ferienwanderer zu einem Besuch locken, und reich ist unser Land an Naturschönheiten, so dass es für manchen schwer hält, das Richtige zu finden.

Wieviele Tausende von Ferienwanderern ziehen unbeständig in die Fremdenzentrale, in der Meinung, nur dort die nötige Erholung zu finden, nicht achtend darauf, dass sie wohl viel sehen und erleben, dass aber auch der Körper und die Seele nicht jene Ruhe finden, die so notwendig wäre nach all dem Hasten und Jagen. Nicht im Taumel der Festeswagen finden wir die körperstärkende Erholung, sondern in stillen, einsamen und abgelegenen Orten und Tälern. Und zu diesen gehört auch das sterbende Alpental in Graubünden, das Safiental. Was der Naturfreund, der Erholungsbedürftige sucht, die Stille und die Naturschönheiten, hier findet er es zur Genüge.

Denn fernab vom Verkehrsstrom, der die Fremden aus aller Herrenländer durch den Kanton Graubünden führt, liegt fast noch unberührt das Safiental. Eng ist das Tal, und gar spärlich sind die menschlichen Ansiedlungen. Stundenlang wandert man durch den einsamen Wald, auf und ab, über wilde Tobel hinweg. Steile Wände türmen sich auf, und mächtige Schuttkegel sind unsere Begleiter. Die Rheinschlucht erklärt uns die grosse Abgeschlossenheit und Weltferne des Safientales. Nach Versam hören die Fichtenwälder auf, und man kommt in das Gebiet des Bündner Schiefers. Am schauerlichsten kommt dem Wanderer die Einsamkeit dieses Hochtales zum Bewusstsein im wildromantischen Acler Tobel, diesem furchtbaren Absturzgebiet, wo die Strasse alljährlich durch niederstürzende Lawinen oder gewaltige Erdrutsche weggerissen wird. Freudig atmet man auf, wenn man die kleine Häusergruppe erreicht, die den Namen Safien-Platz führt. Das ist mit ihren ungefähr 50—60 Menschen die grösste Ansiedlung im Safiental. Das Tal ist hier sehr enge und drückend. Doch gewinnt der Wanderer erst den

Lohn seiner Mühen, wenn er nach weiterem Steigen bis zum Ende des Tales vorgedrungen ist. Das ganze Tal ist rau und eng wie keines, zur einen Seite starrer Fels, zur andern jache Halden, an denen hinauf bis zum Gürtel der Alpenrosen zähe Menschen auf kargem Boden ihre Heimat bauten. Schwer ist das Ringen mit der Natur hier oben und arm das Leben der Bewohner. Doch sie lieben ihre Heimat als Erbstück ihrer Vorfahren, das sie als Heiligtum betrachten.

Wer je einmal dem Safiental einen Besuch abstattete, der wird die Heimatliebe der Bewohner begreifen. Unten braust die wildschäumende Rabiusa, dann öffnet sich vor dem Abschluss des Tales ein Weitblick in herrlichstem Bilde. Die steilen Flühe des Bruschohorn (3044 m) zur Linken, die sanft ansteigenden Hänge des Tomüt mit ihren prächtigen Weiden zur Rechten bilden einen schönen Gegensatz, dessen Tal ein Kranz hoher Berge abschliesst.

Und mitten in diesem rauhen Tal steht als Wahrzeichen stillt und einsam auf hohem Fels das Kirchlein. Es ist der einzige Mittelpunkt aller der Bauern, die im Tal und hoch auf den Alpen ihrem schweren Tagwerk nachgehen. Vor ca. 500 Jahren erbaut, hat das Kirchlein mit den Jahren einen recht bösen Feind erhalten: die Rabiusa. Unaufhörlich nagte die Rabiusa durch all die Jahrhunderte am Fundament des Kirchleins (der Fluss fliesst unter dem Kirchlein durch), Stück um Stück seines Fundamentes in die Tiefe reissend. Eine von Pfarrer Turneyesen eingeleitete und geförderte Sammlung hatte dann die Gelder für die notwendigsten Sicherungsarbeiten aufgebracht.

Neben all dem Schweren, das die Bewohner des Safientales schon durchgemacht hatten, hatte auch der schwarze Tod mehr als einmal den Sprung über die Berge nach Safien gemacht. Noch heute weiss das Kirchlein darüber einiges zu erzählen. So zum Beispiel: «Im Jahr 1550 sindt in Safia 155 Parsonen, und im Jahr 1629 sindt 100 Parsonen, alle an der Pestolanz gestorben. Gott verleihe ihnen eine fröhliche uferstehung und uns allen ein sellig Endt.»



Graubünden. Partie aus dem obersten Teil des Safientales

Um dem schwarzen Tod zu entrinnen, hatte ein Mann von Safien sich in einer Alphütte der Valtetscha-Alp abgeschlossen. Er kam auf den Frühling nicht zurück. Mand fand ihn in seiner Hütte tot. Auch den vor ihm fliehenden Mann erhaschte so der Tod.

Auch die späteren Jahre brachten den Safienbewohnern schwere Tage. So zum Beispiel im Jahre 1874, worüber die Chronik folgendes zu berichten weiss: «Es war im November 1874. Da schneite es über hundert Stunden in einem Zug. Seine Sonnentore verschlossen hatte der Himmel, schwarz vor ungeheurem Schneeflockengewirbel. Ein Mann arbeitete sich zu seinem 20 Minuten entfernten Stall und befürchtete, am kommenden Morgen bei noch mehr Schnee den Weg zu seiner Habe suchen zu müssen. So entschloss er sich, im Viehstall zu übernachten. Es ging alles recht bis gegen die zweite Abendstunde. Zu dieser Zeit hatte er gerade ein Streichhölzchen angesteckt, um nach der Uhr zu sehen. In diesem Augenblicke verwandelte sich der Himmel in Krachen, die Erde in einen Abgrund von Tosen — ein Ruck, ein Knack! und das Stalldach flog in die Luft hinaus. Der Bauer selber, das Streichhölzchen noch in der einen und die Uhr in der andern Hand, wirbelte durch die Luft, da, wo er absetzte, ein Loch in den Schnee schlagend, wie ein Kanonenrohr. Und zu unterst in dem Rohr sass der Bauer selbst wie eine Ladung und Cartouche. Jetzt erst bekam er Zeit, das Streichhölzchen wegzuworfen und die Uhr in die Tasche einzuschieben. Endlich hatte er sich wieder herausgearbeitet und hörte nur das Brüllen und Wehklagen des sterbenden Viehes. In einem nahen Stalle wurden mehr als zwanzig der schönsten Kühe getötet. Ebenfalls wurden sechszwanzig Ställe und zwei Alphütten zertrümmert. Eine Nacht wie zu Hiobs Zeiten.»

Daneben weiss die Chronik aber noch viel Schweres aus dem Berufsleben der Bevölkerung zu erzählen. Zum Beispiel von jenem Familienvater von acht kleinen Kindern, der auf der Gemsjagd den Tod in der grausigen Schlucht fand, ein weiterer

Gemsjäger fand den Tod in einer Eisspalte. Zwei Familienväter wurden kurz darauf von einer Lawine für immer zugedeckt. Recht traurig ist die Geschichte von jenem kleinen Hündchen, das seinen Führer vor der Lawine retten wollte, dabei aber selber den Tod fand.

So machen die weissen Wintertage — und ihrer gibt es sehr viele, da im Safientale der Schnee fast das ganze Jahr hindurch zu Gaste ist — schwarze Kreuze in die Kalender der Bergbewohner des Tales.

Im Sommer aber macht der Blitz seine Flammenmale in den Safien-Kalender. Die blendende Funkenlawine der elektrischen Wolke streckt den Aelpler hin oder wirft ein Stück Vieh oder einen Haufen Schafe nieder oder lässt Hütte und Haus niederbrennen. Nicht nur mit unsichtbaren Bazillen und wangenauhöhlemdem Schleichfieber und stillem Herzweh greift hier das Schicksal in den Lebensgang ein, sondern noch, wie im Alten Testament, mit Sturm und Donner und Feuer vom Himmel.

So ist das Safiental immer mehr ein sterbendes Tal geworden, besonders in den siebziger und achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts. Die Leute fanden den Weg über das grosse Wasser, und während sich das Safiental immer mehr entvölkert und öde wird, viele Häuser verfallen, bildeten sich in Neu-Seeland und in Kalifornien Kolonien von ausgewanderten Safiern. Denn der Zug nach den leichteren Verdienstmöglichkeiten bevölkerten Gegenden, die Beschwerden der heimischen Scholle, die entbehrungsreiche Lebensart drücken auf die verbleibenden Talbewohner.

So müssen diese einsamen Bergbauern weiter ringen um ihre Existenz, müssen sich ihren heimatlichen Boden tagtäglich neu erobern. Und wer einmal mitansehen konnte, mit welcher Liebe und Aufopferung sie es tun und sich in ihr Schicksal ergeben, der kann nur voll Hochachtung zu diesen Bergbauern aufschauen, die trotz allem an ihrer Heimat festhalten.

